

The top corners of the cover are decorated with intricate black and white illustrations. The top-left corner features a rose branch with leaves and a spiderweb. The top-right corner shows a skull, a rose branch, and a spiderweb. The right edge of the cover is also decorated with a skull and rose branch.

Amber Kizer

Meridian

Dunkle Umarmung

Roman

Aus dem Englischen
von Karin Dufner

PAIN

Die amerikanische Originalausgabe dieses Buchs erschien 2009 unter dem Titel *Meridian* bei Delacorte Press, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.pan-verlag.de**



Deutsche Erstausgabe Oktober 2009
Copyright © 2009 by Amber Kizer
Copyright © 2009 der deutschsprachigen Ausgabe bei PAN-Verlag.
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ralf Reiter
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Getty Images / esthAlto /
Matthieu Spohn + FinePic®, München
Satz: Daniela Nickel, Stockdorf
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN: 978-3-426-28301-1

2 4 5 3 1



*Für Miss Tara Kelly,
eine meiner besten Freundinnen, ein moderner »irischer« Se-
gen.*

*Möge deine Straße stets von Förderbändern anstelle von
Gehwegen gesäumt sein.*

*Möge der Wind nie einen Stromausfall verursachen oder
deinen Schirm umknicken.*

*Möge die Sonne stets dein Gesicht bescheinen, doch nicht so
warm, dass du einen Sonnenbrand bekommst, und möge es
Geld, ganz gleich in welcher Währung, in deinem Garten
regnen.*

*Möge dein Leben erfüllt sein von fröhlichem Gelächter und
überschwenglicher Liebe.*

*Möge dir beim Putzen nie der Allzweckreiniger ausgehen.
Und bis wir uns wiedersehen, soll der liebe Gott jemandem
zusetzen, der ein »Abenteuer« mehr verdient hat.*



*In der Ökonomie der Natur geht nichts verloren.
Ich kann mir nicht vorstellen, dass die menschliche Seele die
einzige Ausnahme sein soll.*

Gene Stratton-Porter,
Nachwort von *Jesus of the Emerald*, 1923



Prolog

Die Insekten waren die Ersten, die zu mir kamen; am Morgen, nachdem meine Eltern mich aus dem Krankenhaus nach Hause brachten, mussten sie tote Ameisen aus meinem Tragekörbchen entfernen. »Tot« war das erste Wort, das ich lernte.

Als ich eines Morgens, ich war etwa vier, aus dem Bett stieg, trat ich auf eine riesige Kröte, die zerplatzte wie ein mit Wasser gefüllter Ballon. Danach schaltete ich nie wieder das Licht aus.

In meinem sechsten Lebensjahr schlief ich nur noch im Sitzen, weil ich glaubte, die Sterbenden, die sich mir näherten, so rechtzeitig erkennen zu können. Manchmal hatte ich das Gefühl, meine Eingeweide seien mit Glascherben gefüllt. Die Seelen der Tiere, die durch mich hindurchwanderten, waren einfach zu groß, zu übermächtig. Wenn ich dann morgens erwachte, schaute ich stets als Erstes in die blicklosen Augen einer Maus auf meinem Kopfkissen. Doch ich konnte mich einfach nicht an den Tod als meinen ständigen Begleiter gewöhnen.

In meinen Albträumen spukten keine Ungeheuer herum; ich fürchtete mich auch nicht vor dem Gespenst im Schrank. Offen gestanden wünschte ich mir oft, die Ster-

benden würden sich unter meinem Bett verstecken, nicht zwischen den Stofftieren neben meinem Kopf.

Meine Mutter nahm mich in den Arm und sagte mir, ich sei etwas Besonderes. Wie gerne hätte ich geglaubt, dass meine Eltern sich nicht von mir abgestoßen fühlten. Doch ich werde die bedeutungsvollen Blicke, die sie sich über meinen Kopfhinweg zuwarfen, nie vergessen. Angst. Furcht. Ekel. Sorge.

Morgens bestand meine erste Aufgabe darin, die Kadaver zu beseitigen. Anschließend machte ich das Bett. Ich zog Gummihandschuhe an, wenn ich die kleinen Leichen anfasste. Meine Hände bekamen vom vielen Gräberausheben Schwielen.

Als ich vierzehn wurde, ging uns im Garten der Platz aus. Wenn ich wieder einmal krank war, übernahm mein Vater die Totengräberarbeit, jedoch mit kaum verhohlenem Widerwillen.

Bebend vor Angst schleppte ich mich, ständig übernächtigt und kränkelnd, durch den Tag. Dauern hatte ich Magenschmerzen. Ein langsam pochendes Kopfweh war immer da. Die Ärzte bezeichneten mich als eingebildete Kranke, und das Schlimmste war, dass sie nie einen Grund für meine Beschwerden fanden. Die Schmerzen waren wirklich da, die Ursache hingegen blieb ein Geheimnis. Man schlug vor, mich zum Psychiater zu schicken; vielleicht gehörte ich ja zu den Kindern, die sich in den Mittelpunkt drängen wollten. Manchmal ertappte ich meine Mutter dabei, wie sie mich eindringlich musterte. Oft begann sie ein Gespräch, brach dann mitten im Satz ab und verließ den Raum.

Mit jeder Mondphase und jedem Monat, der verstrich,

wurden die Tiere größer. Bald kamen sie nicht nur nachts, sondern auch tagsüber. In der Schule raunten die anderen Kinder mir Spitznamen zu: Todesbotin, Totengräberin, Hexe und noch vieles mehr, so dass ich lieber gar nicht mehr hinhörte. Auch die Erwachsenen schlossen mich aus. Das tat weh.

Als ich älter wurde, gab ich es auf, Freunde finden zu wollen. Ich kam zu demselben Schluss wie meine Umwelt: Mit mir stimmte etwas nicht. Ich war eine Spinnerin. Etwas, das man im Zirkus vorführt.

Nachdem mein Bruder Sam geboren wurde, hielt ich in seinem Zimmer Wache, um die Leichen zu entfernen, bevor er morgens die Augen aufschlug. Es lag mir sehr viel daran, ihm das Gefühl zu vermitteln, dass er nicht allein war, denn ich wusste, wie angsteinflößend diese Welt sein konnte. Er sollte nicht dasselbe durchmachen müssen wie ich und ein normales Leben führen. Doch schon nach einem Monat stellte sich heraus, dass die Sterbenden sich ihm nur näherten, weil ich bei ihm saß, und so zog ich mich zurück.

Meine Eltern benahmen sich, als spielte das alles keine Rolle, als sei nie ein Tier neben mir gestorben und als sei unser Garten kein Friedhof. Stattdessen redeten sie mir ein, ich besäße eine ganz besondere Gabe.

Unsere Verwandtschaft kannte ich nicht, mit Ausnahme einer Großtante, nach der ich benannt war und die mir einmal im Jahr zum Geburtstag eine Steppdecke schickte. Meine Welt besteht und bestand nur aus mir und dem Tod. Es ist sehr einsam dort, doch ich dachte, die Dinge würden sich zum Besseren verändern.

Ich heiße Meridian Sozu, und ich hatte mich schwer geirrt.



Kapitel 1

Am Morgen des 21. Dezember stand ich auf und freute mich schon auf das viertägige Weihnachtswochenende. Ich besuchte nämlich eine schicke Privatschule, die es mit Ferien so hielt wie die meisten Menschen mit Zahnarztbesuchen – nur wenn es unbedingt nötig war.

Deshalb musste ich am 21., meinem sechzehnten Geburtstag, wie immer zum Unterricht, denn meine Eltern erlaubten mir nicht zu schwänzen. Also war es für mich ein ganz normaler Tag. »Normal« bedeutete für mich solche Magenschmerzen, dass ich die Pastillen gegen Übersäuerung rollenweise futterte und stets Kopfschmerztabletten bei mir hatte. Außerdem benutzte ich täglich Augentropfen, um einen klaren Blick zu behalten, da mir sonst die Augen einer Schwerstalkoholikerin aus dem Spiegel entgegen schauten. In meinem Spind in der Schule hatte ich einen Vorrat an Pflastern und Stützbandagen gebunkert.

Ich bewältigte meinen Alltag. Ich lernte für Prüfungen und erhielt die Fassade aufrecht. Doch ich hatte eine Pause bitter nötig. Zeit zum Ausschlafen. Zeit, zu viel zu essen. Zeit, endlich meine Nägel mit Glitzer zu lackieren. Zeit, einmal nicht Theater zu spielen und nur ich selbst zu sein,

auch wenn es ohnehin niemandem auffiel. Zeit, mir wieder einmal die Haare zu färben – derzeit so aufdringlich rot wie Tomatensaft. Ich hielt Schwarz für die passende Farbe, um das neue Jahr zu begrüßen. Es deckte sich mit meiner Stimmung. Außerdem hatte ich mir ein paar neue DVDs gekauft, die ich mir anschauen wollte. In den Filmen ging es um Mädchen in meinem Alter, die sich verliebten, Freundinnen hatten und absolut stinknormal waren.

Ich steckte die vorgeschriebene weiße Baumwollbluse in meinen ordentlichen karierten Faltenrock. Dann trug ich dick schwarzen Eyeliner und drei Schichten Wimperntusche auf – sozusagen als Ergänzung zu meinen dunklen Augenringen – und griff zu einem farblosen Lipgloss. Anschließend schlüpfte ich in die blickdichte Strumpfhose, mit der ich die Kleidungs Vorschriften bis zum Äußersten ausreizte. Eigentlich hatte ich nichts gegen Uniformen, da ich darin ausnahmsweise wie ein Mitglied einer Gruppe wirkte. Allerdings gefiel ich mir als Lolita überhaupt nicht. Dann starrte ich in den Spiegel, in der Hoffnung, dort Antworten zu finden. Ich sehnte mich nach einer Lösung für mein Leben.

Das Telefon läutete, erst ein, dann zwei Mal. Ich warf meine Zahnbürste ins Waschbecken und ging an den Apparat im Flur. Obwohl der Anruf nie für mich war, hob ich stets ab. Es hätte ja sein können.

»Hallo?«

Schweigen. Atmen. Gemurmel.

»Hallo?«, wiederholte ich.

Mom erschien oben an der Treppe. »Wer ist es?« Die tiefen Sorgenfalten auf ihrem Gesicht ließen sie älter erscheinen.

Achselzuckend schaute ich sie an und schüttelte den Kopf. »Hallo?«

Mom riss das Telefonkabel aus der Wand. Sie atmete schnell, ein wilder Blick zeichnete sich in ihren Augen ab, und sie war plötzlich blass geworden.

Dad hastete, offenbar ebenso erschrocken, die Treppe hinauf. »Wieder einer?«

Die Finger noch um das Telefonkabel gekrallt, zog Mom mich fest in ihre Arme. Was zum Teufel war da los?

»Was ist passiert?« Ich ließ mich von ihr umarmen, während sie nach Luft rang. Mein Dad streichelte mir das Haar. In den letzten fünf Jahren hatten sie mich nur angefasst, wenn ich einen Unfall hatte oder die Umstände es erforderten. Und jetzt wollten sie mich gar nicht mehr loslassen.

»Es hat angefangen.« Dad wich als Erster zurück.

»Was hat angefangen?« Ich machte mich los. Unten läutete wieder das Telefon.

»Wir sprechen nach der Schule darüber. Du hast heute eine wichtige Klausur.« Moms Gesichtsausdruck war unübersehbar entschlossen.

Dad massierte ihr Schultern und Nacken wie immer, wenn sie sich aufgeregt hatte. »Ich finde, wir sollten ...«

»Nein, noch nicht. Noch nicht«, erwiderte Mom im Singsangton.

»Was wird hier gespielt?« Ich spürte, wie Angst mir den Rücken hinunterkroch.

»Rosie ...« Dad umfasste Moms Wange mit einer Hand und streckte die andere nach mir aus.

»Nach der Schule«, beharrte Mom. »Sei heute vorsichtig. Ich meine, ganz besonders vorsichtig.«

»Wollt ihr mir denn nicht verraten, warum?«, fragte ich.
»Hat es etwas mit meinem sechzehnten Geburtstag zu tun? Mit dem Führerschein kann ich noch ein paar Monate warten. Das heißt, ich würde schon gerne Auto fahren, aber wenn ihr euch deshalb solche Sorgen macht, können wir ja noch mal darüber reden.«

Kopfschüttelnd strich Mom mir übers Haar. »Nach der Schule.«

Ich zuckte mit den Achseln und sah meinen Vater hilfesuchend an. Aber seine Miene sagte mir, dass er sich an die Regeln halten würde. »Oder geht es um Jungs? Ich habe keinen Freund. Glaubt ihr etwa, ein Junge würde ...«

»Möchtest du Pfannkuchen?«, fiel Mom mir ins Wort.

Ich frühstückte nie. »Nein, schon gut. Ich muss den Bus erwischen, damit ich nicht zu spät komme.« *Was mag sonst dahinterstecken? An meinen Noten gibt es doch auch nichts auszusetzen.*

»Mer-D!« Sam stürzte sich auf mich. Diesen Spitznamen hatte er mir als Krabbelkind verpasst, und er war hängen geblieben. Heute, inzwischen war er sechs, war ich immer noch seine Mer-D. »Alles Gute zum Geburtstag! Ich habe ein Geschenk für dich. Ein richtiges Geschenk. Willst du wissen, was es ist? Willst du?« Eine von Sirup triefende Gabel in der Hand, umtanzte er mich, so dass bald sämtliche Flächen mit klebrigen Klecksen à la Jackson Pollack verziert waren.

»Später, Sammy. Nach der Schule, einverstanden? Und dann gibt es einen Kuchen.« Ich vergötterte ihn und schenkte ihm die bedingungslose Liebe, die ich, außer von ihm, von niemandem bekam. Er fürchtete sich nicht vor mir. Stattdessen tat er so, als wären die toten Tiere von

seinen Lego-Männchen erschossen worden, und legte sie wie Attrappen in seine kleinen Forts.

»Kuchen, leckeren Kuchen.« Grinsend sprang er auf und ab.

Ich wandte mich wieder an meine Mutter. »Wovor hast du solche Angst?« Ich senkte die Stimme, damit Sam mich nicht hörte.

Dad antwortete an ihrer Stelle. »Es gibt da etwas, das wir besprechen müssen, wenn du nach Hause kommst. Aber es kann warten.«

»Bist du sicher?«, beharrte ich. Noch nie hatte ich die beiden so verstört erlebt.

»Du wirst deinen Bus verpassen.« Mom stand ganz dicht neben mir. Seit einigen Monaten schwankte ihre Haltung zwischen überbehütend und abweisend. Manchmal konnte man den Abstand zwischen uns fast mit Händen greifen, dann wieder musterte sie mich, als wolle sie meine DNA auswendig lernen.

»Hast du alles dabei, was du brauchst?« Sie starrte mich an, strich mir übers Haar und schob mir eine widerspenstige Locke hinters Ohr. Mom löste in mir stets das Bedürfnis aus, den Kopf zu schütteln und meine Frisur noch mehr durcheinander zu bringen. Sie lächelte wehmütig und traurig und fügte nichts mehr hinzu.

»Alles bestens.« Ich zuckte mit den Achseln und marschierte aus der Küche. Dabei kam ich mir vor wie das einzige Kind auf einer Erwachsenenparty und war sauer, weil sie einfach nicht mit der Sprache herausrückten. Heimlichtuerei löste in mir ein Gefühl der Schwäche und Bedeutungslosigkeit aus. Außerdem konnte ich die Stimmung einfach nicht einordnen. Ich schulterte meinen Rucksack.

Dad kam mir aus der Küche nachgelaufen. »Meridian, warte.« Er zog mich an sich und drückte mich so fest, dass das Atmen zur Herausforderung wurde.

»Dad?« Verdattert wich ich zurück.

Zumindest Sam verhielt sich so wie immer. Er spielte mit den Legosteinen, die er zu seinem gestrigen Geburtstag bekommen hatte. Meine Mom, mein Bruder und ich haben nämlich dicht beieinander liegende Geburtstage.

Als ich den Bus die Straße hinunterattern hörte, rannte ich humpelnd los, ohne mich umzuschauen. Das unverkennbare Keuchen des Fahrzeugs löste in mir stets den Wunsch aus, mich zu beeilen, selbst wenn ich schon wartend an der Bushaltestelle stand. Es war wie beim Pawlowschen Hund. Mein rechtes Knie fühlte sich steif an und war geschwollen. Ich erreichte die Haltestelle, als sich die Türen öffneten. Meine Mitschüler stiegen vor mir ein. Keiner sagte ein Wort – oder besser ausgedrückt, niemand achtete auf mich. Wieder ein Tag, wieder ein Augenverdrehen.

Ich bestand die Prüfung in Bio. Dann gab ich meinen Englischaufsatz zum Thema Beschreibungen in den Romanen von Charles Dickens ab. In Geschichte wurde eine Quizstunde veranstaltet, in der ich zweihundert Länder mit ihren Hauptstädten aufzählte. Das Mittagessen ließ ich wie immer ausfallen, denn die Cafeteria war ein Ort, um den ich, koste es was es wolle, einen Bogen machte. Wenn ich dem Rest der Menschheit aus dem Weg gehen wollte, versteckte ich mich meist in der Garderobe hinter der Bühne. Außerdem war es so leichter, die Kadaver loszuwerden, die sich um mich sammelten.

Um halb fünf stoppte der Bus wieder an meiner Halte-

stelle. Meine Gedanken überschlugen sich. Vier Tage frei. Ich wollte sofort mit dem Nichtstun anfangen. Als erste Amtshandlung würde ich Uniform und Stiefel loswerden. Hinter mir stiegen meine Mitschüler, laut durcheinander redend, aus. Beinahe wäre ich nach Hause gerannt. Ein blauer Mustang, mit Schülern der Oberstufe besetzt, wurde langsamer. Die Jungen beugten sich aus den Fenstern, um mit meinen Mitschülerinnen zu flirten. Ich fühlte mich unsichtbar, hörte jedoch mit halbem Ohr hin, während mein Haus in Sicht kam.

Ein weißer Geländewagen mit getönten Scheiben kam vor mir um die Ecke gebräust. Der Fahrer konnte den Mustang und die Jugendlichen mitten auf der Straße unmöglich übersehen haben. Dennoch hätte ich schwören können, dass er Gas gab, beschleunigte und auf mich zuraste. Starr vor Schreck, ließ ich den Rucksack fallen.

Offenbar hatte Mom mich durchs Fenster beobachtet. Nun rannte sie laut rufend und winkend aus dem Haus. Ein Schauer lief mir den Rücken hinunter. Ihre Stimme riss mich aus meiner Trance, und ich rettete mich durch einen Sprung ins Gebüsch. Die Jugendlichen hinter mir hatten hingegen weniger Glück.

Ich hörte das Splittern und Klirren von Glas und Schreie und fühlte mich, als würde mir der Arm aus dem Schultergelenk gerissen. Außerdem bekam ich keine Luft mehr.

Obwohl der Unfall nur wenige Sekunden dauerte, schien die Welt sich wie in Zeitlupe zu bewegen. Der Geländewagen legte den Rückwärtsgang ein und raste davon. Der junge Fahrer des Mustang hing halb aus dem Fenster. Verknickte Metallteile waren überall auf der Straße verstreut wie zerknüllte Papiertaschentücher. Ein Mädchen aus mei-

nem Biokurs lag neben ein paar anderen, die ich nicht kannte, reglos am Boden. Viele Gliedmaßen waren in unnatürlichen Winkeln verrenkt. Das Wimmern und Stöhnen der übrigen Opfer verriet mir, dass sie noch lebten. Als ich mich dem Blutbad näherte, um zu helfen, krümmte ich mich plötzlich vor Schmerzen. Es war, als bohrten sich glühende Schürhaken in meine Augen. Ich konnte kaum noch atmen und stürzte zu Boden. Tränen rannen mir die Wangen hinunter. Dabei liefen in meinem Kopf Fetzen von Szenen aus dem Leben aller Unfallbeteiligten ab wie zusammenhanglose Episoden aus einem Film.

Mom hob mich vom Boden auf und schleppte mich rasch weg. Sie redete wirres Zeug, und ihre Stimme war schrill. Wieder wurde ich von einem Krampf erfasst. Was geschah da mit mir? Im nächsten Moment war Dad da und legte mich auf den Rücksitz unserer Familienkutsche. Ich hielt mir den Bauch, kniff vor Schmerzen fest die Augen zu und war in Schweiß gebadet.

»Bring sie hier weg. Ich habe schon alles gepackt. Sam und ich kommen nach«, befahl Mom meinem Vater, während der Wagen bereits rollte. »Ich liebe dich, Meridian. Vergiss das nie!« Dad gab Gas.

Er sprach mit mir. Worte, die keinen Sinn ergaben. Beschwichtigungen. Gebete. Aber ich hatte solche Schmerzen, dass ich ihn kaum hören konnte.

Je weiter wir uns vom Haus und vom Unfallort entfernten, desto besser fühlte ich mich. Ich bekam wieder Luft, und der Schmerz zog sich zurück wie das Meer bei Ebbe. Endlich konnte ich mich aufsetzen und mir die Wangen mit dem Taschentuch abwischen, das Dad mir nach hinten reichte.

»Alles in Ordnung?«, fragte er und betrachtete mich im Rückspiegel.

Ich nickte und wartete, bis ich die Sprache wiedergefunden hatte. »Was ist denn los?«

»Uns ist die Zeit ausgegangen. Mom hätte es dir früher erzählen und dir alles erklären sollen. Aber sie wollte dich nicht in Gefahr bringen. Glaube mir, sie wollte dich beschützen. Du solltest so lange wie möglich eine glückliche Kindheit haben.«

Ich verstand kein Wort. »Wovon redest du?«, erkundigte ich mich, als er innehielt, um Luft zu holen. Schließlich konnte man meine Kindheit weder als behütet noch als glücklich oder normal bezeichnen.

»Du bist kein Mensch. Das heißt, nicht *ausschließlich* ein Mensch, sondern etwas Besonderes. Der Schmerz, den du vorhin empfunden hast, war wahrscheinlich eine menschliche Seele. Die Sache ist kompliziert.«

Was? Ich schluckte. »Dad, stimmt etwas nicht mit dir?«

»Du musst fort, Meridian. Du musst zu deiner Tante ziehen und diese Dinge lernen.«

»Was für Dinge?«

Er seufzte verzweifelt auf. »Ich weiß es nicht. Deine Mutter hätte es dir erzählen müssen. Ich habe keine Ahnung davon. All die Jahre war ihr klar, dass du wirklich Schmerzen leidest. Aber sie hat es mir erst gesagt, als an Thanksgiving die Anrufe anfangen ...«

»Sie ist aber jetzt nicht hier, sondern du!«, rief ich. »Was soll das heißen, dass ich kein Mensch bin?«

Unsere Blicke trafen sich im Rückspiegel. »Du bist ein Engel, ein Wesen, das man Fenestra nennt.«

Offenbar war ich im Bus eingeschlafen und hatte jetzt

einen entsetzlichen und abstrusen Albtraum. »Schon gut.«

»Ich bin nicht übergeschnappt, junges Fräulein«, entgegnete Dad nachdrücklich und mit ernster Miene.

Wir bogen in den Parkplatz von Costco ein.

»Kannst du gehen?«, fragte er mich.

Ich fühlte mich zwar schon viel kräftiger, hatte aber immer noch Muskelkrämpfe wie bei einer hartnäckigen Grippe.

Dad half mir auf die Beine, hakte mich unter und schleppete mich durch die langen Gänge mit Großpackungen. Dabei schaute er ständig über die Schulter, als rechne er mit Verfolgern. Während wir den Gang entlang hetzten, prallten die Taschen, die er geschultert hatte, immer wieder gegen die Regale.

Als wir durch eine Tür mit der Aufschrift *Nur für Mitarbeiter* traten, wehte mir ein kräftiger Wind entgegen, der mein Haar zerzauste und mir auf den Wangen brannte. »Dad?«

Unmittelbar vor der Tür stand ein Taxi. Ein ungepflegter Kerl, Typ Skateboardfahrer und nicht viel älter als ich, stieg aus und begann wortlos, Dad Gepäckstücke abzunehmen und sie ins Taxi zu laden.

Dad hatte den Blick eines Tiers, das in der Falle saß. »Ich muss zurück zu deiner Mutter und deinem Bruder. Komm nicht mehr nach Hause. Du wirst uns dort nicht antreffen. Vielleicht sehen wir uns eines Tages wieder. Du wirst nie allein sein, Meridian. Niemals. Wir werden dich immer lieben. Doch den Rest des Weges musst du ohne uns gehen.«

»Was ist los? Was wird hier gespielt?« Vor lauter Tränen bekam ich kaum einen Ton heraus.

Dad wies auf den Taxifahrer. »Das ist Gabe. Er wird dich zum Busbahnhof bringen. Du fährst zu deiner Tante.«

»Nach Colorado?«

Er nickte. »Sie kann dir helfen. Aber du musst vorsichtig sein. Sehr, sehr vorsichtig. Halte dich von Menschen fern, die krank sind oder im Sterben liegen. Hast du mich verstanden? Wenn du so jemanden siehst, lauf davon, bis du bei deiner Tante bist.« Er umklammerte fest meine Oberarme.

Ich begriff nicht, was er von mir wollte.

»Versprich es mir, Meridian. Versprich mir, dass du einen Bogen um todkranke Menschen machst, bis du bei deiner Tante bist.« Er schüttelte mich. »Versprich es!« Noch nie hatte ich bei meinem Vater eine so eindringliche Miene gesehen. Er machte mir Angst.

»Ich verspreche es«, stammelte ich.

»Sie sind da.« Gabes heisere Raucherstimme brach den Bann, in dem der Blick meines Vaters mich hielt.

»Jetzt musst du gehen. In deinem Mantel steckt ein Brief an dich.«

Als ich blinzeln auf den Rücksitz des Taxis schaute, erkannte ich endlich, dass es sich bei dem Gepäck um meine Reisetasche und meinen Campingrucksack handelte. »Ich will aber nicht ...«

»Vertrau mir. Du musst.« Dad küsste mich auf die Stirn und schob mich ins Taxi. »Verhalte dich unauffällig. Bald hast du es überstanden, Ehrenwort.«

Bevor ich etwas erwidern konnte, schloss er die Tür und verschwand wieder im Lagerhaus. »Dad? Daddy!«, rief ich.

»Am besten bist du still und legst dich hin. Sonst sehen

sie dich noch«, sagte Gabe mit einem Blick in den Rückspiegel.

»Wer?«

»Die Bösen, besser kann ich es nicht erklären.«

»Die Bösen?«

»Und weißt du, wohin du gehörst?« Er lächelte traurig.

»In die Klapsmühle?«

»Nein, zu den Guten.« Das Taxi verließ den Parkplatz. Ich stützte den Kopf in die Hände. Das musste doch ein Traum sein. Oder?